Sagen von Goslar

Th Asche

H. Diepen.

Sagen von Goslar

von

Th. Asche.

Goslar
Julius Brumby.

Die Gründung Goslars.

Von den vielen Touristen, welche heutzutage im Hotel „Kaiserworth" erwünschte Rast nach mühseliger Wanderung halten, denken wohl die wenigsten daran, daß dieses Haus mit seinem interessanten Namen in die graue Vorzeit zurückdeutet. Fast ein Jahrtausend zurück! Zurück in jene Zeit, wo die herzynischen Wälder ihres Wildreichtums wegen berühmt waren; als nicht nur Hirsch und Reh und Wildschwein hier in großen Rudeln lebten, sondern auch der Wolf, der Bär, der Luchs, die Wildkatze und anderes liebliche Getier in den morastigen Gründen und Schluchten Obdach und Schlupfwinkel fanden. Damals war die Jagd in den oft weglosen Wäldern eine gefährliche Sache, aber das erhöhte nur den Reiz derselben für die tapferen Ritter und Herren, welche das glänzende Gefolge Kaiser Heinrich des Finklers bildeten, wenn derselbe auf dem Jagdschlosse Werla weilte. Kein lieblicher Getön gab es in ihren Ohren, als das Gebell der Rüden, wenn sie dem flüchtigen Wild über Stock und Stein, durch wegloses Dickicht und hohen Tannenwald nachjagten und in mutigem Wetteifer folgten sie ihrem kaiserlichen Herrn, der es in seiner Jagdleidenschaft allen voran tat.

Am Nachmittage eines erfolgreichen Jagdtages war der Kaiser bei der hitzigen Verfolgung eines wilden Keilers von der übrigen Jagdgesellschaft abgekommen. Nachdem er das Untier erlegt hatte, ritt er, nur von einem Knappen

begleitet, am Rande eines silberklaren Gebirgsflüßchens entlang, bis er zu einer Stelle gelangte, die ihm gut dünkte zur erquickenden Rast nach den Anstrengungen des Weidwerks. Er ließ durch seinen Knappen das Halali blasen und nach kurzer Zeit versammelte sich das ganze Gefolge von kühnen Jägern um den kaiserlichen Herrn; die Knechte brachten das erlegte Wild herangeschleppt, die Knappen halfen ihren Herren von den ermüdeten Rossen und bald entwickelte sich auf dem vorhin so stillen Plätzchen ein lautes, lustiges Leben, so daß die Wellchen des kleinen Gebirgsbaches erstaunt aufblickten und gern in ihrem Laufe innegehalten hätten, um sich das fremdartige Treiben näher anzusehen, denn dergleichen war ihnen in ihren dunkeln Bergen bislang nicht begegnet. Aber sie sollten noch mehr zu hören und zu sehen bekommen, die neugierigen Wellen! Kaiser Heinrich, dem von seiner Dienerschaft eine bequeme Ruhestätte bereitet war, ließ sein Herrscherauge wohlgefällig über das Gelände streifen. Er sah die hohen, himmelanstrebenden Berge, gekrönt von dunkelm Tannenwald, er freute sich an den grünen Wiesen und dem silberklaren Bächlein! Hoch schwang seine Hand den goldfunkelnden Pokal, gefüllt mit edlem Weine, und begeistert rief er aus: „Hier an diesem schönen Platze will ich eine Burg bauen!“ Da trat einer seiner Ritter zu ihm und fragte: „Herr, ist das ein Wort?“ und der Kaiser erwiderte: „Ein Kaiserwort.“ Nicht lange darauf erhob dort ein kaiserliches Jagdschloß seine schlanken Türme und glänzenden Zinnen, und als dieses nach Jahrhunderten verfallen war, ging auch auf das neue Gebäude, welches an seiner Stelle errichtet wurde, der alte Name über. Das Städtchen aber, welches dort allmählich entstanden war, erhielt seinen Namen nach dem Lager des Kaisers am Goseflüßchen.

St. Christophorus.

In Goslars schönem Kaiserdom, welcher im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wegen Baufälligkeit abgerissen werden mußte, befand sich unter andern Merkwürdigkeiten auch ein hölzern Bildwerk des großen Christoph mit dem Jesukindlein auf dem Rücken. Dieser Heilige soll sich oft in unserer Gegend aufgehalten haben und man erzählt von ihm einige sonderbare Geschichten.

Einst, als er in der Gegend des Petersberges einen Morgenspaziergang machte, spürte er am linken Fuße einen heftigen Druck. Wenn einem der Schuh drückt, so ist das immer eine fatale Sache, selbst für einen Heiligen, obgleich diese sonst über dergleichen kleine Unbequemlichkeiten des Erdenlebens erhaben sein sollten, und so erstieg er denn mit wenigen Schritten die Anhöhe des Berges, setzte sich und zog dort den Schuh vom Fuße. Er schüttelte denselben tüchtig aus und heraus flog ein kleines Sandsteinchen, welches in großem Bogen den Abhang hinunterflog und in geringer Entfernung am Fuße des Berges liegen blieb. Danach zu urteilen muß der Schuh des heiligen Christophorus von recht ansehnlichem Umfange gewesen sein, denn der Sage nach war dieses Sandsteinchen unser 18 m hoher Klusfelsen.

Ein andermal ging der Heilige über das Osterfeld in der Richtung nach dem Bollrich zu und verlor dabei seine Säbelscheide. Dies sahen sieben Schneiderlein aus Goslar, die ihm durchaus nicht wohl wollten. Sie freuten sich über seinen Verlust und lachten und spotteten über den täppischen Riesen, der weiterging, als ob ihm nichts geschehen sei. Dieser wurde jedoch durch das Gekicher hinter seinem Rücken aufmerksam gemacht, drehte sich um

und kam zurück. Da entfiel den Spöttern aller Mut; sie wollten sich verstecken, aber leider war auf dem weiten grünen Plan keine Stelle dafür zu finden und in ihrer Not kletterten sie alle sieben in die Säbelscheide hinein. Der große Christoph hob gelassen sein Eigentum auf, steckte den scharfgeschliffenen Säbel in die Scheide und schritt ruhig weiter. Das war nun freilich ein summarisches Verfahren, um seine Feinde loszuwerden und ein trübselig Ende für die tapferen Schneiderlein, aber freilich, sie hätten auch bedenken sollen, daß mit großen Herren nicht gut Kirschenessen ist.

Die Zwerge im Petersberge.

I.

Nach anderer Lesart soll der Klusfelsen nicht das berühmte Sandkörnchen aus dem Schuh des heiligen Christoph, sondern das Wurfgeschoß eines Riesen sein.

Im Petersberge, so heißt es in den alten Mären, siedelten sich vor Jahrhunderten eine Anzahl Zwerge an. Sie schmückten ihre unterirdischen Wohnungen auf das prächtigste mit köstlichem Kristall und edlen Metallen und lebten, da sie gute, hilfreiche Wesen waren, mit den Bewohnern des nahen Städtchens in bester Eintracht. Sie waren allzeit aufgelegt zu Scherz und Neckerei, und in fröhlichem Übermut entführten sie einst die Tochter eines Riesen aus dem benachbarten Okertale in ihren unterirdischen Palast. Als sie dieselbe aber einmal dort hatten, mochten sie sich nicht wieder von dem schönen Kinde trennen und mit allerhand zauberischem Blendwerk suchten sie ihren Sinn zu verwirren und sie an sich zu fesseln. Aber die Tochter des Riesen, an den freien Odem der Berge gewöhnt, litt es nicht in den unterirdischen Gemächern.

Ihr Jammern und Geschrei drang bis zur Oberfläche des Berges und bis an das Ohr ihres Vaters, der sie in großen Sorgen suchte. Wütend forderte er die Zwerglein auf, ihm die Tochter herauszugeben, doch diese erwiderten spottend, er möge doch kommen und sie herausholen. Da das für den Riesen eine Unmöglichkeit war, geriet er in eine sinnlose Wut, ergriff einen großen Sandsteinfelsen und schleuderte ihn auf die Wohnung der Zwerge. Sie stürzte zusammen und begrub die Bewohner samt dem schönen Riesenkinde unter ihren Trümmern. Der Sandstein aber blieb am Fuße des Petersberges liegen für ewige Zeiten.

II.

Eines dieser kleinen Wesen muß damals aber doch dem Untergange entgangen sein, denn später zeigte sich noch öfter ein kleines, graues Männchen, das weinend und wehklagend um den Ort seiner einstigen Wohnstätte umherirrte. Einem armen Bäuerlein aus Sudburg, einem benachbarten Dorfe, welches nun längst vom Erdboden verschwunden ist, hat das graue Männchen einst in großer Not geholfen und das ging so zu: Der Bauer Hans befand sich in großer Bedrängnis. Trotzdem er sparsam und fleißig, fromm und gottesfürchtig war und auch eine brave und tüchtige Frau hatte, ging es mit seinen Verhältnissen stetig bergab; er mochte arbeiten, so viel er wollte, nichts gelang ihm. Sein Viehstand wurde durch Krankheit vernichtet und seine Wiesen und Äcker, just wenn sie in reichster, vielversprechender Fülle prangten, durch böses Wetter und Hagelschlag. So war er immer tiefer in Schulden geraten und mußte schließlich, um nur die fälligen Steuern bezahlen zu können, die letzte Kuh aus seinem Stalle verkaufen. Schluchzend trennten sich die

Frau und die Kinder von dem stattlichen Tier, und Hans zog mit demselben nach Goslar, wo er es gegen einen ansehnlichen Kaufschilling verhandelte. Aber auch diesen sollte er nicht nach Hause bringen, denn unterwegs wurde er von einigen Strolchen, sog. Schnapphähnen, überfallen, und trotzdem er sich tapfer seiner Haut wehrte, vollständig seiner Barschaft beraubt und auch noch weidlich durchgeprügelt.

Der Jammer seiner Frau und der Kinder war unbeschreiblich, als sie ihn blutend, zerschunden und ohne das so nötige Geld wiederkommen sahen. Ganz erschöpft vom vielen Weinen und Wehklagen legten sich alle zur Ruhe, aber der Bauer war kaum eingeschlafen, als ihm eine Stimme ins Ohr dröhnte: „Mache dich auf, geh nach der Klus und befolge, was man dir dort sagen wird.“ Verwirrt und halb noch vom Schlaf befangen, folgte er der Weisung, wanderte zum Klusfelsen und legte sich dort, ermüdet von den Anstrengungen und Aufregungen des Tages, in das weiche, grüne Gras. Aufmerksam lauschte er in die Nacht hinein, aber nichts regte sich, lautlose Stille war um ihn her, die nur manchmal durch den leisen Flügelschlag und den gellenden Schrei eines Nachtvogels unterbrochen wurde. Da schlief Hans wieder ein und träumte den schönsten Traum seines Lebens. Vergessen waren Not und Sorge, vergessen das jammernde Weib, die hungernden Kinder; alles was er je im Leben Schönes und Liebes erlebt hatte, zog im Traume an ihm vorüber, und erschrocken sprang er auf, als er sich leise an der Schulter berührt fühlte. Vor ihm stand ein kleines, uraltes Männchen mit eisgrauem Bart, im langen, grauen Mantel. Das fragte ihn freundlich, wie er in so später Nachtstunde dahinkomme, und zutraulich erzählte ihm Hans alles, seine Not und seinen Jammer und auch

den sonderbaren Traum, der ihn dahin geführt hatte. Da lachte das Männchen, lachte ganz sonderbar spöttisch und sprach: „Mußt nicht an Träume glauben, Menschenkind! Mir hat auch geträumt, und zwar dreimal, im Garten des Bauern Hans in Sudburg stehe ein alter Birnbaum und darunter sei ein Schatz vergraben, ein Schatz von lauter blinkenden Goldstücken! Ich gehe aber nicht hin und grabe nach!" Heiser auflachend verschwand das Zwerglein im Dunkel der Nacht. Der Bauer aber eilte spornstreichs nach Hause, und beim ersten Morgengrauen war er schon eifrig dabei, die Erde unter dem alten Birnbaum aufzugraben. Aber so viel er auch grub und grub und wühlte und wühlte, es wollte sich nichts zeigen. Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn, und er war schon nahe daran, den Spaten fortzuwerfen, im Glauben, daß ihn das Männlein an der Klus genasführt habe, da gab es plötzlich einen metallischen Klang, und freudebebend hob Hans ein großes kupfernes Gefäß, bis an den Rand mit blinkenden Goldmünzen gefüllt, aus der tiefen Grube zum Tageslichte empor. Alle Not hatte nun ein Ende; der gefundene Schatz machte den armen Bauern zum reichen Manne; aber er vergaß niemals, dem Männlein vom Petersberge dankbar zu sein für seine Errettung aus tiefstem Elende und half zeitlebens gern und willig allen, die gleich ihm unverschuldet in Not und Armut geraten waren.

III.

Aber noch anderes Wunderbare birgt sich im Petersberge, wenn wir den Erzählungen der Frau Sage trauen dürfen. Tief, tief in seinem Innern befindet sich ein hochgewölbter Saal mit kristallner Kuppel, welche die Farbe des goldenen Sonnenlichtes widerzuspiegeln scheint. Die

Wände sind mit den kostbarsten und herrlichsten Edelmetallen geschmückt. In der Mitte steht eine Tafel aus edlem Marmorgestein und um diese herum sitzen auf reichgeschnitzten, elfenbeinernen Thronsesseln alle die Kaiser, die dem kleinen Städtchen am Gosefluß durch ihre Huld und Gnade zu so schnellem Emporblühen verholfen haben. Schade nur, daß all diese Pracht und Herrlichkeit dem Menschenauge versagt ist. Aber der Eingang ist verschüttet und außerdem wacht ein listiges Gnomenvölkchen eifrig darüber, daß niemand durch Graben in die Tiefe des Berges demselben zu nahe kommt. Wehe demjenigen, der dort eine Schaufel oder ein Grabscheit ansetzt; er wird alsbald durch allerhand grausigen Spuk so in Schrecken gesetzt, daß er freiwillig sicher nicht dahin zurückkehrt.

Aber es gibt doch eine Möglichkeit, in den Berg zu gelangen. Alle hundert Jahre einmal erblüht an seinem Fuße die blaue Wunderblume, die den Berg mit allen seinen Herrlichkeiten erschließt. Diese fand vor vielen, vielen Jahren ein kleines Mädchen, die Tochter einer armen Witwe, die am Petersberge Heilkräuter suchte, um sie für geringes Entgelt in der Stadt zu verkaufen. Die Kleine war ihrer Mutter gefolgt und lief nun, blumensuchend, am Fuße des Berges hin und her. Sie hatte auch schon ein schönes Sträußchen beisammen, da sah sie in einiger Entfernung auf hohem, schlanken Stengel eine dunkelblaue Glockenblume, von einer Größe und Schönheit, wie sie dieselbe noch nie gesehen hatte. Erstaunt lief sie hin, brach die fremdartige Blüte und wollte sie der Mutter zeigen. Da sah sie plötzlich, wie sich dicht vor ihr der Berg geräuschlos öffnete, so daß ein breiter Gang sichtbar wurde. Im Eingange aber stand ein Zwerglein, welches ihr freundlich zuwinkte. Neugierig trat die beherzte Kleine näher und das Zwerglein führte sie durch

den breiten Gang in ein weites Gemach, wo viel schöne Rosse an Krippen von edlem Metall standen und dann in den Saal der Kaiser. Hier saßen diese um den reichbesetzten Tisch, der köstliches Kristall und goldenes und silbernes Geschirr in großer Fülle trug, in reichem königlichen Schmuck, mit dem kaiserlichen Purpur oder dem kostbaren Hermelin um die Schultern und den Goldreif, das Symbol ihrer Würde, auf der Stirn. Weiß waren der Bart und das Haupthaar und ernst und erhaben der Ausdruck ihrer Mienen. Verwundert schauten sie auf das flachshaarige Kind der Armut im dürftigen, verwaschenen Gewand, das sich gewiß gar seltsam ausnahm zwischen all der Pracht. Doch zutraulich hob das Kind die Händchen und reichte seinen duftigen Blumenstrauß dem ihm zunächstsitzenden Herrscher. Da ging es wie ein Schein von Rührung über die ehernen Züge desselben. Er ergriff seinen edelsteinbesetzten Goldpokal und reichte ihn als Gegengabe der Kleinen. Doch nun war es mit deren Mut zu Ende. Sie wandte sich und floh wie ein gescheuchtes Reh zum Saale hinaus und blieb erst stehen, als sie wieder den blauen Himmel über sich sah. Hinter ihr schloß sich geräuschlos der Berg, und da sie auf ihrer eiligen Flucht leider die Wunderblume verloren hatte, konnte auch sie nicht wieder dahin zurückkehren; aber ihr ganzes Leben lang, selbst als sie schon ein steinaltes, eisgraues Mütterchen geworden war, erzählte sie gern jedem, der es hören wollte, von der wunderbaren Herrlichkeit, die sie dermaleinst im Petersberge gesehen.

Die Entdeckung der Erze im Rammelsberge.

I.

Wer ist der junge Jäger, der dort so lustig durch den grünen Tann reitet? Knapp umschließt das Wams von Hirschleder die schlanken Glieder, von dem dunkelgrünen Barett nickt fröhlich die Spielhahnfeder, und die braunen Augen glänzen von Jagdlust und Lebensfreude. Es ist Ramme, ein junger Franke vom Fichtelgebirge, der Leibjäger Kaiser Otto des Großen. Dieser war vor kurzem nach einem siegreichen Feldzuge in Italien in die nordische Heimat zurückgekehrt und hatte nach langer Abwesenheit zum erstenmal wieder sein Hoflager auf der Harzburg aufgeschlagen, wo sich die Fürsten und Großen des Landes um ihn scharten.

Um die Tafel des Herrschers mit Wildbret zu versorgen, war der junge Jäger am Morgen von der Harzburg aufgebrochen und es war ihm auch gelungen, einen stattlichen Hirsch aufzuspüren, den er, glühend vor Jagdeifer, über Berg und Tal verfolgte. Mit weitausgreifenden Sätzen trug ihn sein edler Rappe über den moosigen Felsgrund, aber der flüchtige Hirsch war doch noch flinker und plötzlich befanden sich Roß und Reiter einem undurchdringlichen Dickicht von hohen Tannen und dichtem Unterholz gegenüber, wo ein Weiterkommen zu Pferde unmöglich war.

So leicht wollte sich Ramme jedoch seine Beute nicht entgehen lassen; er sprang gewandt vom Pferde, schlang die Zügel um den nächsten Baum und folgte dem enteilenden Wilde.

Der kurze Aufenthalt hatte jedoch genügt, diesem einen Vorsprung zu geben. Der Jäger bekam den Hirsch

nicht wieder zu Gesicht und mußte bald die zwecklose Verfolgung aufgeben. Mißmutig kehrte er zu seinem Rosse zurück; er fürchtete den Spott der Genossen, wenn er mit leeren Händen nach der Burg zurückkehren würde!

Das treue Tier wieherte ihm freudig entgegen, liebkosend streichelte er seinen schlanken Hals und wollte sich auf seinen Rücken schwingen, da bemerkte er am Erdboden ein glänzendes Erzstück, welches das Pferd durch Scharren mit den Hufen bloßgelegt hatte. Er schürfte die Stelle weiter auf und fand eine starke Ader des wertvollen silberhaltigen Gesteins. Da in seiner Heimat der Bergbau schon lange betrieben wurde, so war ihm die Wichtigkeit seiner Entdeckung sofort klar. Vergessen war der Ärger über den Mißerfolg der Jagd und freudestrahlend ritt er heimwärts, um seinem Herrn die frohe Kunde zu überbringen. Kaiser Otto ließ das Bergwerk durch Landsleute des Ramme, bergbaukundige Franken vom Fichtelgebirge, aufnehmen und dieses lieferte bald reiche Erträge. Den glücklichen Entdecker belohnte der Herrscher dadurch, daß er ihm eine goldene Kette im Werte von tausend Dukaten schenkte.

Das Rammelsberger Bergwerk hielt was es versprach und hat nun schon fast ein Jahrtausend lang Hunderten von fleißigen Bergmannsfamilien Arbeit und Brot gegeben.

Die aus Franken zugezogenen Bergleute siedelten sich im Westen der Stadt an und gründeten hier eine Kapelle, die Augustinikapelle genannt, in welcher Ramme und seine Gemahlin Gosa ihre letzte Ruhestätte fanden. Den Leichenstein, welcher dieselbe deckte, das Bildnis eines Mannes mit einem Schwerte und einer Frau mit einer Krone tragend, zeigt man noch heute in der Frankenberger Kirche.

II.

Doch auch von einem jungen Mädchen weiß uns die Sage zu erzählen, welches den ersten Anlaß zur Entdeckung der Schätze im Rammelsberg gegeben haben soll. In einsamer Waldgegend am Fuße des Rammelsberges trieben schon vor langen Jahren die kristallklaren Wellchen der Gose die Räder einer Mühle. Hier wohnte ein Müller, der eine so böse, zänkische Frau hatte, daß es kein Gesinde, weder Mühlknappe noch Magd, bei ihr aushalten konnte. Endlich hatte sie aber doch ein Mädchen gefunden, welches still und fleißig seine Arbeit tat und das Schelten und Toben der bösen Herrin ruhig anhörte, ohne sie durch eine Erwiderung zu reizen, da es, eine arme Waise, froh war, hier einen Unterschlupf gefunden zu haben. Sie fürchtete jedoch die strenge Frau sehr, und als sie eines Morgens, als sie Feuer anzünden wollte, das Feuerzeug nicht finden konnte, wagte sie nicht hineinzugehen und die Hausfrau darum zu bitten. Ratlos stand sie am Fenster ihrer Küche und sah in die Dunkelheit des eisigkalten Wintermorgens hinein. Da erblickte sie in geringer Entfernung einen hellen Schein und erkannte bald, daß dort ein großes Kohlenfeuer war, um welches drei Zwerge, uralte Männchen, mit langem, schneeweißen Haupt- und Barthaar saßen. Obgleich dem wackern Mädchen die Sache nicht recht geheuer vorkam, war die Furcht vor dem Zorne der bösen Herrin doch größer, als die Furcht vor dem Übernatürlichen.

Beherzt lief sie hin und bat die Hüter des sonderbaren Feuers, sich einige Kohlen davon nehmen zu dürfen. Diese starrten sie jedoch unverwandt an, ohne ein Zeichen zu geben, daß sie ihre Worte verstanden. Da füllte sie,

ohne auf Erlaubnis zu warten, ihren Kohlentopf mit den glühenden Kohlen und eilte dem Hause wieder zu. Aber alle Versuche, mittels derselben Feuer zu entzünden, mißlangen und wieder und wieder eilte sie hinaus, um frische Kohlen zu holen, und die Zwerge wehrten ihrem Beginnen nicht. Vergeblich pustete sie in die Glut, bis ihr der Atem versagte, das aufgelegte Holz entzündete sich nicht; es schlug keine helllodernde Flamme aus der gelben Glut. Über diesem vergeblichen Bemühen war der Tag herangebrochen; die Müllerin stand auf und kam scheltend und keifend in die Küche, weil das Frühmal nicht zu gewohnter Stunde fertig auf dem Tische stand.

Doch das Wort erstarb ihr fast im Munde, als sie auf dem Herde statt glühender Kohlen große Stücke puren blanken Goldes liegen sah. Das Mädchen erzählte sein Abenteuer, und alle eilten nun nach der Stelle, um auch noch etwas von dem reichen Schatze zu heben. Aber im nüchternen Tageslichte war nichts mehr von dem Spuk der Nacht zu gewahren; nur steiniges Geröll fand sich dort, wo das Mädchen den großen Haufen Goldes gesehen hatte. Das Ereignis sprach sich jedoch herum, findige Köpfe kamen auf den Gedanken, den Berg in die Tiefe hinein nach seinen verborgenen Schätzen zu untersuchen, und damit war der erste Schritt zur Entdeckung des Bergwerks getan.

Der Teufel als Bergknappe.

I.

Als der Bergbau im Rammelsberge schon längere Zeit betrieben war, machten die Bergleute eine sonderbare Beobachtung. Es befand sich unter ihnen ein Bergmann,

den keiner von ihnen kannte und der sich mit keinem von den übrigen einließ. Er trug die gewöhnliche Bergmannskleidung und arbeitete fleißig mit Schlägel und Fäustel wie die andern auch, aber zumeist in Gängen und Stollen, die sonst aus Furcht vor unterirdischen Gefahren nicht mehr betreten wurden. So wurde er allen bald unheimlich, zumal sich das Gerücht verbreitete, es sei der Teufel selbst, der dort sein Wesen treibe, und jeder hütete sich, ihm in die Quere zu kommen. Allmählich aber gewöhnte man sich an den sonderbaren Gast, zumal er in seinem ganzen Gebaren nichts Abschreckendes zeigte, sondern fleißig arbeitete und ein- und ausfuhr wie die übrigen auch. Nun wurde auch die Neugierde rege, zu erfahren, was er in den verlassenen Gängen treibe, und die Bergleute beschlossen ihm nachzuspüren. Einer von den Knappen schüttelte jedoch den Kopf zu dem bedenklichen Vorschlage und ermahnte seine Genossen auf das Ernstlichste, davon abzulassen. Diese wollten jedoch nicht hören und vereinigten sich nach Schluß der Arbeitszeit, um den unheimlichen Mitarbeiter aufzusuchen; der unbequeme Warner schloß sich jedoch nicht an, sondern fuhr allein zutage, verfolgt von dem Spott und Hohngelächter seiner Kameraden. Diese fanden den Gesuchten bald in einem öden Gange vor einem Haufen silberhaltigen Gesteins, wie sie dasselbe so reichhaltig nie gesehen hatten. Als er sie kommen sah, fuhr er wütend auf sie los und schwur, daß ihr Fürwitz ihnen übel bekommen solle. Dann stampfte er mit dem Fuße auf und fuhr mit höllischem Gelächter in die Erde hinab. Auf die bestürzten Bergleute drangen von allen Seiten unterirdische Gewässer herein und keiner von ihnen hat das Tageslicht wiedergesehen. Auf der Unglücksstätte aber ruht der Fluch des Bösen; so oft später auch versucht wurde, die Grube wieder in Betrieb

zu setzen, nie wollte es gelingen, stets stürzte nachts wieder ein, was am Tage gearbeitet war.

II.

In einer der Gruben des Bergwerks arbeitete ein junger, fränkischer Bergknappe namens Konrad. Dieser war gewandt und fleißig, wie nur irgend einer und dennoch wollte die Arbeit bei ihm nicht flecken, wie bei den übrigen Bergleuten. Tagtäglich hatte er deshalb die bittersten Vorwürfe von dem alten Steiger, der ohnehin dem Fremden nicht grün war, zu erdulden. Längst würde er der ungastlichen Stätte schon den Rücken gekehrt haben, um nach seiner Heimat zurückzukehren, wenn ihn nicht die blondzöpfige Liesbeth, des griesgrämigen Steigers rosiges Töchterlein, immer wieder getröstet und zum geduldigen Ausharren ermutigt hätte.

Eines Tages, als der Alte es mit Schelten und Toben gar zu arg gemacht hatte, reichte ihm der arme Bursche Schlägel und Fäustel hin und bat ihn bescheidentlich, doch selbst einmal zu versuchen, wie schwer das Gestein zu bearbeiten sei. Unwirsch nahm er dieselben und rief aus: „Nun will ich dir beweisen, daß du ein Lügner und Faulenzer bist!“ Dann begann er kräftig auf das Gestein loszuschlagen, aber so sehr er sich auch abmühte, bis ihm der Schweiß in dicken Tropfen über die Stirn floß, es gelang ihm nicht, auch nur das kleinste Stückchen Gestein abzulösen. Da warf er endlich das Werkzeug fort und rief unwillig aus: „Hier mag der Teufel vor Ort sitzen!“ Dann wies er dem erfreuten Knappen einen anderen Arbeitsplatz an, wo derselbe nun ebensoviel förderte wie seine Genossen.

Als der Steiger nach Hause kam, fand er einen fremden Bergmann vor, einen baumlangen, stiernackigen

Gesellen, der um Arbeit bat. In seiner Abneigung gegen alle Fremden brachte er ihn in die eben verlassene Grube und freute sich schon darauf, wie bald die Kräfte des Fremdlings bei der unfruchtbaren Arbeit erlahmen würden. Aber es kam ganz anders. Der fremde Bursche handhabte Schlägel und Fäustel mit schier unheimlicher Gewandtheit und förderte aus der Grube, welche vorher gar keinen Gewinn lieferte, dreimal so viel Erze, als seine Kameraden an leichteren Abbaustellen in der gleichen Zeit.

Das verdroß dieselben und sie versuchten ihn durch Hänseleien und Neckereien zu ärgern. Aber nicht lange, denn der fremde Häuer mit der herkulischen Kraft wußte sich gar bald Respekt zu verschaffen, und die, welche mit ihm anbanden, hatten es bitter zu bereuen.

Da ließen sie ihn in Ruhe, mieden ihn, wo sie nur konnten, denn er war ihnen allen unheimlich geworden, aber im stillen taten sie ihm zum Tort und Schabernack, was sie nur irgend konnten. Er ließ anfangs alle diese Quälereien unbeachtet, drohte aber eines Tages den Frevlern, daß er sie furchtbar dafür strafen werde. Auch dieses nützte nichts, da die Bergleute wußten, daß der Steiger ebenfalls den Fremdling haßte und sie stets gegen denselben in Schutz nehmen würde. Nach wie vor schoben sie ihm bei der Beförderung des Erzes die schwersten Lasten zu, die für Menschenkraft kaum zu bewältigen waren. Aber eines Tages riß ihm die Geduld und er beklagte sich bitter bei dem Steiger. Diesem war die Gelegenheit hochwillkommen, dem unliebsamen Eindringling in Gegenwart der ganzen Knappschaft seine Überlegenheit fühlen zu lassen. Er stellte alle seine Beschwerden in Abrede, schalt ihn derb aus und nannte ihn einen Lügner und Faulenzer. Da verwandelte sich der Gescholtene in fürchterlicher Weise. Vor den entsetzten Bergleuten stand plötzlich der leibhaftige

Gottseibeiuns mit gehörntem Antlitz und Pferdefuß. Brüllend vor Wut stürzte er auf den ungerechten Steiger zu und schrie: „Elendes Menschengezücht, mich nennt Ihr den Vater der Lügen, bei Euch ist aber wirklich nichts als Ungerechtigkeit und Betrug zu finden!“ Dabei schüttelte er den alten Mann, daß derselbe vor Schreck und Entsetzen tot zu Boden stürzte. Die Grube, in welcher er gearbeitet hatte, vernichtete er durch einen Fußtritt, so daß sie in sich selbst zusammenstürzte. Dann verschwand er vor den Augen der vor Angst und Schrecken fast versteinerten Bergleute mit höllischem Gelächter durch die Luft. Die Stelle aber, wo der Böse dermaleinst gearbeitet hat, heißt noch heute im Munde der Bergleute „die Teufelsgrube“.

Der Kinderbrunnen.

In den ersten Jahren des 11. Jahrhunderts sah es in Goslar trübe aus. Eine große Teuerung, verursacht durch mehrjährige Mißernten, herrschte im Lande, und da die Menschen dadurch gezwungen waren, sich teilweise recht minderwertiger Nahrungsmittel zu bedienen, so entstand eine böse Seuche, der Hungertyphus, an welcher die Bewohner der Stadt scharenweise dahinstarben.

Die Reichen und Vornehmen wurden von dieser Not nicht verschont, aber zu allermeist war es natürlich die ärmere arbeitende Klasse, welche diesem traurigen Lose anheimfiel, und so konnte es geschehen, daß der Betrieb des ertragreichen Bergwerks am Rammelsberge wegen Mangel an Arbeitskräften zuerst eingeschränkt werden und später ganz eingestellt werden mußte. Die mühsam hergestellten Gruben und Schachte fielen ein und die Stätte, wo ehemals fröhliches betriebsames Leben geherrscht hatte, wurde öde und leer.

Als sich dann die Lage Goslars wieder besserte, fand sich doch anfangs niemand, der sich der vernachlässigten Werke angenommen hätte, und so blieb diese reiche Erwerbsquelle der Stadt jahrelang verschlossen.

Damals befand sich am Hofe Kaiser Heinrich II. ein fränkischer Ritter namens Gundel Karl, ein Neffe von Ramme, dem Entdecker des Bergwerks. Man erzählt von ihm, daß er ein reckenhafter Mann, 9 Fuß hoch, gewesen sei und riesige Körperkräfte gehabt habe.

Als dieser im Gefolge des Kaisers nach Goslar kam, jammerten ihn die verfallenden Werke, und da er mit der Kunst des Bergbaues wohl vertraut war, bat er den Kaiser um die Erlaubnis, den Betrieb wieder einzurichten. Diese wurde ihm gern gewährt; schaffensfreudig ging der Ritter ans Werk und konnte sich bald des schönen Erfolges seines Wirkens erfreuen. Zum Bergwerk wanderte wieder der fleißige Bergmann und grüßte mit freundlichem „Glück auf“ die Begegnenden. Seine arbeitgewöhnten Hände förderten das silberhaltige Gestein aus der Tiefe und der Lohn für die saure Arbeit ließ nicht auf sich warten. Als der Betrieb wieder vollständig im Gange war, wünschte auch die Gemahlin des Ritters Gundel Karl, Sophia, die Werke in Augenschein zu nehmen. Er geleitete sie zum Rammelsberge, zeigte ihr dort alles, und sie erfreute sich von Herzen an dem, was der geliebte Gemahl dort durch seine segensreiche Tätigkeit hatte entstehen lassen. Ehe sie heimkehrten, führte der Ritter seine Gattin zu kurzer Rast nach einem silberklaren Bergquell, der in der Nähe des Bergwerks entspringt. Hier wurde Sophia von ihrer schweren Stunde überrascht. Sie gab zwei lieblichen Knaben das Leben, während ihre eigenen Augen sich zum Todesschlummer schlossen. Grenzenlos war der Schmerz des plötzlich so schwer geprüften Mannes; der Gram ließ

ihn dahinsiechen und er überlebte die geliebte Frau nur kurze Zeit.

Zum Andenken an diese traurige Begebenheit wurde der Quelle später in Stein gefaßt und mit den ebenfalls in Stein gehauenen Bildnissen zweier Knaben verziert. Den Namen „Kinderbrunnen" führt die liebliche Stätte, an welcher herrliche, alte Linden stehen, noch heute. Die Chronik berichtet ferner von dem Ritter Gundel Karl, daß er zu Ehren seines Oheims Ramme und dessen Gemahlin Gosa einen prächtigen Leichenstein habe aushauen und ganze Erzstufen hineingießen lassen.

Derselbe soll in der Augustinikapelle, wo die Bergleute vor dem Einfahren ihre Andacht abhielten, aufgestellt gewesein sein.

Der Teufelsturm.

Die Stadt Goslar hatte im Mittelalter viel zu leiden von den stolzen Rittern, welche in ihrer Umgebung auf den festen Burgen saßen. Die Stadt selbst war freilich durch Wälle, Gräben und Warttürme gut geschützt, aber das Vieh auf der Weide und der reiche Warentransport des Kaufmanns auf der Landstraße wurden gar zu oft die leichte Beute dieser hochgeborenen Raubritter. Besonders der Graf Siegfried von Blankenburg hatte in dieser Hinsicht gewaltig viel auf dem Kerbholz. Es herrschte daher große Freude in der Stadt, als es einer Anzahl Goslarer Bürger, die sich in einen Hinterhalt gelegt hatten, gelungen war, den edlen Herrn dingfest zu machen und gefangen nach Goslar zu führen. Die strenge Haft der Bürger gefiel dem Grafen gar wenig; er bot große Summen für seine Freilassung. Da trug ihm der Rat der Stadt auf, innerhalb der Ringmauer einen festen Turm bauen

zu lassen, dann solle er frei werden. Der Graf fügte sich und ließ einen Turm erbauen, welcher Weberturm genannt wurde. Als er jedoch fertig war, hatte der Rat allerlei an demselben auszusetzen und erklärte dem Grafen, daß er so leichten Kaufs noch nicht davon komme, sondern einen zweiten stärkeren Turm erbauen müsse, wenn er sich der Freiheit wieder erfreuen wolle. Zähneknirschend fügte sich der Graf diesem Verlangen, indem er wütend ausrief: „So soll denn in des Teufels Namen noch ein anderer Turm gebaut werden!" Als derselbe fertig war, erhielt der Graf seine Freiheit; der Turm wurde der Teufelsturm genannt. Der edle Graf ließ aber hinfort das Gut der Bürger sein in Ruhe. Er hatte eingesehen, daß das Sprichwort: „Gewalt geht vor Recht!" zwei Seiten hat und für den sehr unangenehm ist, gegen den es angewendet wird.

Der Zwinger.

Eine ähnliche Sage erzählt man auch von dem dicken alten Zwinger am Kahnteiche, der mit seinen 21 Fuß tiefen Mauern so recht als Merkzeichen der Tatkraft und Zähigkeit unserer Altvordern in die leichter bewegliche Gegenwart hineinragt.

Orthulf, ein sächsischer Heerführer, fiel einst bei einem Sturme auf die Stadt mit vielen seiner Mannen in die Gefangenschaft der Goslarer Bürger. Der Rat verurteilte ihn dazu, statt des Lösegeldes für die Stadt von seinen Knechten einen Festungsturm erbauen zu lassen. Diese gingen nun rüstig an die Arbeit und erbauten in kurzer Zeit einen halbrunden Turm, der später Kotheturm genannt wurde. Als er jedoch daraufhin seine und der Seinigen Freilassung beanspruchte, wurde er von dem Rate abschläglich

beschieden. Man fand an dem Turme vielerlei zu mäkeln und gab dem Sachsen auf, einen zweiten Turm zu erbauen, bei dem die Höhe, Dicke und der Umfang der Mauern genau vorgeschrieben waren. Diesen Plan hatte ein Mitglied des Rates, namens Heinzen, erdacht und aus Rache dafür wurde er später von dem erbitterten Sachsen erstochen.

Von der Erbauung des zweiten Turmes konnte er sich jedoch nicht befreien. So ging er denn mit Ingrimm im Herzen an das Werk. Auf der Baustätte aber hielt sich stetig ein großer, schwarzer Hund auf, welcher den Bau überwachte und von den Werkleuten sehr gefürchtet wurde. Sie glaubten alle, daß es der Geist des ermordeten Rates Heinzen sei, welchen die Sorge um den neuen Turm keine Ruhe im Grabe ließe. Als der Turm, der jetzige Zwinger, fertiggestellt war, fand man den Sachsen Orthulf eines Tages tot auf seinem Lager; der schwarze Hund war von der Zeit an ebenfalls verschwunden.

Der Sudmerberger Turm.

In der alten Warte auf dem Sudmerberge spukt es! Allnächtlich zur Geisterstunde kann man dort Kettengerassel, Seufzen und Gestöhn hören und selbst der beherzteste Jäger macht um Mitternacht gern einen weiten Bogen, um dem unheimlichen Bauwerk nicht zu nahe zu kommen.

Dort treibt der Geist eines Kriegsmannes des Kaisers Friedrich Barbarossa sein Unwesen. Dieser hatte einst um schnöden Judaslohn die Stadt Goslar an Herzog Heinrich den Löwen von Braunschweig verraten. Die Gewissensbisse über seine Schlechtigkeit ließen ihn jedoch nicht ruhen. Er warf sich dem Kaiser zu Füßen, gestand sein Vergehen, und erbat sich selbst den Tod durch Henkers-

hand als Sühne für seine Untat. Nach seinem Tode wurde seine ruhelose Seele an das alte Gemäuer gebannt, wo er allnächtlich Ausguck hält, ob sich von Braunschweig her Gefährliches der Stadt nahet.

Der Okerturm.

Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges herrschte in Goslar eine arge Teuerung. Das dadurch hervorgerufene Elend wurde noch vergrößert durch die Falschmünzer, „Kipper und Wipper“ genannt. Als in den ersten Kriegsjahren der Wert aller Münzen stieg und der Reichstaler an manchen Orten sechzehn Gulden galt, kauften diese das gute Geld auf und machten neue, leichtere Münzen daraus, die Schreckenberger oder auch Schurren genannt wurden. Zuletzt hatten diese gar keinen Wert mehr, die Armen konnten keine Lebensmittel dafür bekommen und gerieten in Verzweiflung. Es entstand ein Aufruhr und der Rat mußte eine Verfügung erlassen, durch welche die schlechten Münzen sämtlch abgeschafft wurden. Das war nun schlimm für die Besitzer solcher Münzen, die natürlich großen Schaden erlitten.

Eine Meisterin im großen heiligen Kreuz, eine geizige, habgierige Person, die ihr Vermögen durch Wucher sehr vermehrt hatte, war von ihrem Geiz verführt, ihr gutes Geld gegen die leichten Münzen umzuwechseln. Als nun diese vom Rate wertlos gemacht wurden, kam sie ganz von Sinnen vor Verzweiflung über ihren großen Verlust, ging hin nach dem Okerturm und erhängte sich dort. Ihre arme Seele aber konnte nicht zur Ruhe kommen. Zur Strafe für ihren Geiz wurde sie verurteilt, im Okerturm umzugehen ewiglich und man kann sie jetzt dort noch sehen, wie sie Nacht für Nacht unter Flüchen und Verwünschungen ihr Geld zählt.

Die Kaisertochter zu Goslar und der Teufel.

Vor alten Zeiten lebte in der Kaiserpfalz zu Goslar eine Prinzessin, die war so ungemein schön und holdselig, daß sogar ihr eigener Vater in Liebe zu ihr entbrannte und begehrte sie zu seiner Gemahlin zu machen. Die Prinzessin, die ebenso fromm und gottesfürchtig wie schön war, entsetzte sich schier ob des frevelhaften Ansinnens und flehte ihren kaiserlichen Vater mit gerungenen Händen an, davon abzulassen. Doch dieser beharrte fest auf seinem Verlangen und beraumte den Tag der Hochzeit an, wozu er viele Gäste aus allen Teilen seines großen Reiches lud.

Die Prinzessin, die sich in ihrer großen Not gar nicht mehr zu helfen wußte, flehte nun zur Mutter Gottes, sie möge die verhängnisvolle Schönheit von ihr nehmen, damit ihr Vater nicht solch schreckliche Sünde auf sein Gewissen lade. Die Mutter Gottes erfüllte ihren Wunsch und am nächsten Morgen war jedermann höchlich erstaunt, als an Stelle der schönen, stattlichen Kaisertochter, deren Liebreiz und Anmut in der ganzen Welt berühmt war, ein unansehnlich häßlich und pockennarbig Mägdlein zum Vorschein kam. Die Mutter Gottes hatte ihre Arbeit gründlich getan; niemand erkannte sie, und sie mußte erst erzählen, wie das Wunder geschehen war, ehe man ihr glauben wollte, daß sie wirklich die Prinzessin sei. Der Kaiser war aber dermaßen über seine Tochter erzürnt, daß er sie zum Tode durch Henkershand verurteilte. Dem vereinten Flehen seiner Räte gelang es jedoch, ihre Begnadigung zu erwirken, doch stellte der Kaiser die Bedingung, daß sie in der kurzen Zeit von acht Tagen einen Altarbehang für den Kaiserdom zu Goslar herstellen solle. Die Prinzessin, die eine ungemeine Meisterin in der

Gebildwirkerei war, sagte mit Freuden zu. Der Kaiser beschrieb ihr nun genau, wie die Arbeit beschaffen sein sollte und machte es so schwer, daß sie über Jahr und Tag daran hätte arbeiten müssen. Doch die Prinzessin verzagte nicht. Sie begab sich ungesäumt an das Werk, aber als sie mehrere Tage und Nächte mit äußerstem Fleiße gearbeitet hatte, ohne auch nur den zehnten Teil der schwierigen Aufgabe zu bewältigen, verließ sie der Mut und verzweiflungsvoll flehte sie zur Mutter Gottes und zu allen Heiligen des Himmels, ihr zu helfen. Aber sie fand keine Erhörung. Da, in ihrer höchsten Not stellte sich der Teufel bei ihr ein und versprach ihr seine Hilfe, doch sollte sie ihm ihre Seele dafür verschreiben. Das wollte die fromme Prinzessin aber nicht, ihren Anspruch an die ewige Seligkeit wollte sie nicht gern aufgeben, und so zog der Teufel unverrichteter Sache ab. Er kam jedoch wieder und wieder, und schließlich willigte die Prinzessin ein, daß er ihre Seele haben sollte, wenn er sie in der letzten Nacht vor Ablieferung der Arbeit zwischen elf und zwölf Uhr schlafend finden würde; wache sie jedoch, so wolle er seine Hilfe umsonst geleistet haben. Sodann machte sich Satanas an die Arbeit und beendete das Altartuch so weit, daß die Prinzessin das übrige in der verbleibenden Zeit leicht fertig machen konnte. Seine Arbeit war aber so fein und köstlich, daß man's gar nicht beschreiben kann. In der letzten Nacht, kurz vor elf Uhr, hatte die Prinzessin den letzten Stich an der mühsamen Arbeit getan und lehnte sich in ihren Sessel zurück, um ein wenig auszuruhen. Kaum aber hatte sie dieses getan, so war sie auch vor Übermüdung schon fest eingeschlafen und ohne ihr kleines Hündchen Quedel, welches sie Tag und Nacht nicht verließ, möchte es ihr wohl übel ergangen sein. Aber dieses witterte das Herannahen des Bösen und

weckte seine Herrin mit lautem Gekläff, so daß der Teufel um seinen Lohn betrogen ward. Wütend ergriff er das Hündchen und schmetterte es gegen eine Säule, daß es verschied. Dann verschwand er. Die Prinzessin weinte ihrem Retter manche dankbare Träne nach, ließ es auch einbalsamieren und befahl, daß es nach ihrem Tode mit in ihren Sarg gelegt werden solle. Sie gründete später ein Kloster, welches sie zum Andenken an ihr treues Hündchen Quedlinburg nannte. Im Kaiserdome zu Goslar zeigte man viele Jahre hindurch ein holzgeschnitztes Frauenbildnis mit einer Krone, dem ein Hündchen zu Füßen liegt, als das Grabdenkmal der Prinzessin Gisela.

Das Blutbad im Kaiserdom.

Das Pfingstfest des Jahres 1063 ist in Goslar zu einer traurigen Berühmtheit geworden. In der alten Kaiserpfalz hielt der Erzbischof Anno von Köln, der Reichsverweser und Vormund des jungen königlichen Knaben, Heinrichs IV., glanzvoll Hof. Prunkvolle Feste wurden hier gefeiert, aber die ehrwürdigen Mauern der Pfalz waren damals auch Zeugen von entsetzlichen Szenen, die uns die Zwietracht, die Unbotmäßigkeit und den wilden, gewalttätigen Sinn, welcher zu jener Zeit herrschte, in grellster Beleuchtung zeigen.

Der Ehrgeiz zweier Kirchenfürsten, des Bischofs Hezilo von Hildesheim und des Abtes Widorad von Fulda war es, der eine Tempelschändung im Dome veranlaßte, die so entsetzlich war, daß nach der Ansicht der Zeitgenossen entschieden der leibhaftige Gottseibeiuns seine Hand dabei im Spiel haben mußte. Der Streit datierte schon von dem Weihnachtsfest des vorigen Jahres und entspann sich unter den Dienern der beiden geistlichen

Würdenträger, als sie die Sessel für ihre Gebieter im Dome aufstellen wollten. Jeder beanspruchte für seinen Herrn den Ehrenplatz neben dem Erzbischof von Mainz, dem Primas der deutschen Bischöfe. Keiner wollte dem andern weichen und nur das Dazwischentreten des Herzogs Otto von Nordheim, welcher sich der Sache des Abtes annahm, verhinderte damals das Ausbrechen der Feindseligkeiten. Doch zu Pfingsten des folgenden Jahres, zur Zeit der Abendandacht, brach der so lange heimlich genährte Groll von neuem aus. Hierauf hatte Bischof Hezilo gerechnet und den ihm sehr ergebenen Grafen Ekbert von Braunschweig veranlaßt, sich mit einer Schar streitlustiger Krieger in der Kirche zu verbergen. Sobald der Rangstreit unter den Dienern wieder im Gange war, eilten diese den Hildesheimern zu Hilfe und trieben die überraschten Fuldaer mit Faustschlägen und Knütteln leicht aus der Kirche.

Diese sammelten sich jedoch bald wieder, griffen zu den Waffen und brachen in den Dom ein, in welchem indessen die Messe begonnen hatte. Es begann nun ein furchtbares Gemetzel und der geweihte Boden wurde durch Ströme Blutes rot gefärbt. An den Altären wurden blutige Opfer geschlachtet und das wilde Geschrei der Kämpfenden und das Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden machte an diesem Orte einen doppelt grausigen Eindruck.

Auch das Erscheinen des Bischofs selbst machte dem Kampf kein Ende. Anstatt zum Frieden zu mahnen, betrat er einen erhöhten Platz und forderte die Seinigen auf, tapfer zu streiten, ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes, indem er kraft seines apostolischen Amtes Erlaubnis und Ablaß erteilte. Der zwölfjährige König, welcher ebenfalls anwesend war, bemühte sich vergebens,

dem wilden Kampfgetümmel Einhalt zu tun. Er beschwor die Wütenden, die Waffen niederzulegen; er befahl, er drohte, jedoch er redete zu tauben Ohren. Alle Bande frommer Scheu waren gelöst und schließlich gelang es einigen seiner Getreuen, nur mit äußerster Lebensgefahr die dichten Haufen der Streitenden zu durchbrechen und den königlichen Knaben unverletzt wieder in seine Gemächer in der Kaiserpfalz zu bringen. Viele und schwere Opfer forderte das blutige Ringen. Es fiel Regenbodo, der Bannerträger des Abtes von Fulda und auch Bero, der tapferste und geliebteste Kriegsmann des Grafen Ekbert mußte in diesem unrühmlichen Kampfe sein junges Leben lassen. Gegen Abend gelang es den Hildesheimern, die Oberhand zu gewinnen. Sie drängten die Mannen des Abtes aus der Kirche und schlossen die Pforten derselben. Die Überwundenen sammelten sich jedoch wieder auf dem Domplatze in der Absicht, ihre Feinde beim Heraustreten aus der Kirche aufs neue zu überfallen. Zum Glück wurden sie durch den Einbruch der Nacht daran verhindert.

Während des Kampfes saß der Fürst der Finsternis auf dem Hochaltar, hielt sich den Bauch vor Lachen und freute sich an dem entsetzlichen Schauspiel. Dann schrie er triumphierend: Hunc ego diem cruentum feci! (Diesen Tag habe ich zu einem blutigen gemacht!) und flog mit lautem Hohngelächter durch das Schiff der Kirche davon. Die Öffnung in der Decke des Domes, durch welche der Teufel entwichen war, blieb Jahrhunderte hindurch offen, alle Versuche, sie zuzumauern, mißlangen. Nach dieser grauenvollen Entweihung blieb der schöne Kaiserdom $3^1/_2$ Jahre lang unbenutzt, jedermann betrachtete mit Entsetzen das geschändete Heiligtum. Nach dieser Zeit wurde er von dem Erzbischof Anno von Köln von neuem zu

kirchlichem Gebrauche eingeweiht. Wie die Zeitgenossen über diese Tempelschändung dachten, ersieht man aus einem Briefe des Erzbischofs Siegfried von Mainz an den Papst Gregor VII., worin es heißt: „Wie viele wackere Krieger sind wegen des fuldischen Abtes durch das Schwert umgekommen, die Altäre mit dem Blute der Getöteten überströmt, das ganze Heiligtum auf Anregung des Teufels entweiht!“

Der lange Tanz.

Kaiser Otto der Große hatte die bergbaukundigen Franken ins Land gerufen, welche sich auf einer Anhöhe im Westen der Stadt ansiedelten und sich bald gar wohl fühlten in der neuen Heimat, die ihnen für fleißige Arbeit reichen Verdienst bot. Aber leider konnten sie sich mit den alteingesessenen Bewohnern des Landes, den Sachsen, gar nicht vertragen. Zwistigkeiten jeder Art, Raufereien, ja selbst Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung, obgleich die Wohnstätten beider Stämme durch Schlagbäume und Zäune voneinander getrennt waren. Dieser unerquickliche Zustand zog sich durch Jahrzehnte hin und es schien, als ob nimmer ein Wandel zum Bessern eintreten würde. Aber allmählich fingen doch einzelne an, diesen ewigen Hader recht bitter zu empfinden. Am schmerzlichsten empfand dieses ein junger Franke, namens Gero, der in ein hübsches, blondes Sachsenmädchen verliebt war. Es war ihm auch gelungen, ihre Gegenliebe zu erringen, aber nur kurze, spärliche Augenblicke bei heimlichen, abendlichen Zusammenkünften konnte er sich ihrer erfreuen. Dieses lastete schwer auf dem jungen Franken, der eine stolze, offene Natur war und sich danach sehnte, seine Liebe frei im hellen Tageslicht bekennen zu dürfen.

Tag und Nacht sann er auf Mittel, die feindlichen Stämme zu versöhnen. Endlich glaubte er einen geeigneten Plan gefunden zu haben und teilte diesen seiner Geliebten mit: ein gemeinsames Fest sollte eine freundschaftliche Annäherung der grollenden Parteien ermöglichen und von der allgemeinen Festfreude hoffte er dann den Ausgleich aller Zwistigkeiten. Der blonden Greta leuchtete der Gedanke ein und sie versprach, bei den Ihrigen eifrig dafür zu wirken. Dies geschah denn auch und siehe da! der glückliche Einfall des Franken fand allgemeinen Anklang. Der Gedanke an Tanz und Spiel begeisterte die Jugend, und auch die Alten waren durchaus nicht so schwer zu gewinnen, als die meisten wohl anfangs dachten. Auch ihnen war der lange Zwist wohl nach gerade lästig und sie freuten sich im stillen einer Gelegenheit, die ihnen ein Einlenken gestattete, ohne daß sie ihrer Würde etwas zu vergeben brauchten. So wurde der Tag des großen Festes bestimmt; die Mädchen richteten ihre prächtigsten Festtagsgewänder her und plünderten unbarmherzig ihre schönsten Blumenstöcke, um ihren Festschmuck zu vervollständigen.

Als dann am Morgen des bedeutungsvollen Tages die Sonne in strahlendem Glanze am wolkenlosen Himmel emporstieg, sammelten sich bald auf allen Straßen der Stadt festlich geputzte Gruppen, die auf das große Ereignis des Tages, den Festzug, harrten. Die Franken versammelten sich in der Oberstadt, die Sachsen in der Unterstadt, in gleicher Entfernung vom Marktplatz. Auf ein verabredetes Zeichen brachen beide Züge zugleich auf und marschierten paarweise bis vor das Rathaus. Hier tauschten die Paare ihre Partner, so daß je ein Sachsenmädchen von einem Franken geführt wurde und jeder junge Sachse einem Frankenmädchen als Begleiter zugeteilt

wurde. Dann bewegte sich der Zug tanzend durch die verschiedenen Straßen der Stadt, während die Alten an den Biertischen saßen und in bedächtiger Weise Rede und Gegenrede tauschten. Allmählich stieg die Festfreude immer höher und höher und in ihren Wogen wurde schließlich der alte Hader unter allgemeiner Zustimmung versenkt. Das beste dabei war, daß diese friedliche Gesinnung sich nicht auf den einen Tag beschränkte, sondern auch anhielt. Franken und Sachsen lernten sich gegenseitig achten und vertragen und friedlich nebeneinander zu hausen. Die trennenden Zäune und Schlagbäume konnten fortfallen, und nach langer, trauriger Zwietracht herrschte wieder Frieden und Einigkeit in der Stadt. Zum Gedächtnis der Versöhnung wurde der lange Tanz Jahrhunderte hindurch als besonderer Festtag gefeiert.

Kaiserin Agnes.

Die schöne Agnes von Poitiers, die Gemahlin Kaiser Heinrich III., teilte die Vorliebe ihres hohen Gemahls für das von Wald und Berg umgebene Harzstädtchen an der Gose. In der Pfalz zu Goslar hatte sie die erste glückliche Zeit ihrer jungen Ehe verlebt und sie kehrte später immer gern dahin zurück.

Einst, als sie sich auch wieder längere Zeit hier aufhielt, wurden ihr aus ihrer Kemenate viele Juwelen, goldene Ketten, Armbänder u. dergl. entwendet. Da niemand als sie selbst und ihr vertrautester Diener Zutritt zu diesem Gemache hatten, lenkte sich auf diesen der Verdacht, die Kleinodien gestohlen zu haben. Trotzdem er auf das Lebhafteste seine Unschuld beteuerte und auch trotz aller Nachforschungen von den vermißten Kostbarkeiten nichts bei ihm gefunden wurde, mußte er nach dem Willen der Kaiserin seine vermeintliche Untreue

mit dem Tode büßen. Nachdem das Urteil an dem Unglücklichen schon längst vollstreckt war, sollte durch einen sonderbaren Zufall das Dunkel, welches über dem ganzen Vorfall lag, noch aufgeklärt werden.

Der Kaiserpfalz gegenüber befand sich das Kaisertor, auch Scharper- oder Frankentor genannt. Hier stand eine schöne, breitästige Linde, in deren Gipfel ein Rabe sein Nest gebaut hatte. Als die schöne, junge Kaiserin eines Tages am Fenster ihres Gemaches stand und die im Sonnenglanze schimmernde Landschaft überschaute, strahlte ihr aus den Zweigen der Linde ein metallisches Funkeln und Glänzen entgegen, so daß sie neugierig wurde, zu erfahren, was der diebische Vogel dort wohl zusammengetragen haben möchte. Sie befahl daher einem ihrer Diener, den Baum zu besteigen, das Rabennest herunterzuholen und ihr zu bringen. Doch wer beschreibt das Entsetzen der gerechten und edeldenkenden Frau, als sie in demselben alle ihre entwandten Kleinodien wiederfand, um derentwillen der treue Diener schuldlos einen schimpflichen Tod erleiden mußte. Ohne Zweifel hatte der diebische Rabe durch ein offenes Fenster des Gemaches die glänzenden Sachen gesehen und dieselben nach und nach in sein Nest getragen. Kaiserin Agnes geriet dieserhalb in große Gewissensnot und hätte gern jedes Opfer gebracht, wenn sie den unschuldig Hingemordeten dadurch wieder hätte ins Leben rufen können. Um ihr Unrecht zu sühnen, gründete sie auf dem Kalkberge im Osten der Stadt nach dem Rate ihres Beichtvaters ein Kloster, welches sie dem heiligen Petrus weihte. Da ihr aber die Herstellung der Klostergebäude zu lange dauerte, so ließ sie in dem dicht danebenliegenden Felsen, der noch jetzt die Klus (Klause) heißt, eine Kapelle aushauen, in der täglich mehrere Priester für ihr Seelenheil Messe lesen mußten.

Das Kloster auf dem Petersberge stattete die fromme Kaiserin reich mit unmittelbaren Reichsgütern, bedeutenden Grundstücken in der Nähe der Stadt und wichtigen Privilegien aus, so daß sich sein Ansehen schnell hob und es zu hoher Blüte gelangte. Die Stiftsherren hießen Kapelläne der Königin (Capellanie reginae) und stiegen zu den höchsten, kirchlichen Ehren empor. Der Hildesheimer Bischofsstuhl wurde mehrere Male mit Pröpsten aus dem Kloster vom Petersberge besetzt. Unter Barbarossa wurde einer von ihnen, der Graf Rainald von Dassel, sogar Kanzler des Reiches und begleitete als solcher den Kaiser auf allen seinen Kriegszügen.

Die gestörte Prozession.

Die mächtigen Herrscher, die Jahrhunderte hindurch Goslar ihre Gunst zuwandten, schmückten die aufblühende Stadt reich mit prächtigen Kirchen, Klöstern und Kapellen. Sie beschenkten diese ihre Lieblingsschöpfungen freigebig mit Reichsgut und allerlei Vorrechten und, was nach der Denkweise jener Zeiten kaum weniger wert war, mit Reliquien, die als Überbleibsel der Heiligen und Märtyrer hoch verehrt und heilig gehalten wurden. Am reichsten war in dieser Hinsicht der herrliche Kaiserdom ausgestattet. Zwei reichgeschnitzte elfenbeinerne Schränke und zwei wertvolle, silberne Särge enthielten diese Kostbarkeiten; sieben ganze Körper verschiedener Heiligen, eine Menge in Gold und Brillanten eingefaßte Reliquien, mehrere goldene Kreuze, das in Silber eingefaßte Haupt des heiligen Matthias, des ältesten Schutzheiligen des Domes, ein Geschenk des Kaisers Lothar und viele andere wertvolle Sachen befanden sich darin. Für gewöhnlich wurden diese Schätze unter gutem Verschluß gehalten, aber an hohen kirchlichen Fest-

tagen wurden sie dem Volke gezeigt und alljährlich am 25. Februar, dem Tage des heiligen Matthias, veranstaltete die Geistlichkeit einen prunkvollen Umzug durch die Straßen und um die Mauern der Stadt, bei welchem alle Schätze des Domes in feierlichem Zuge mitgeführt wurden.

Dieser Gebrauch wäre aber dem Domstift im Jahre 1100 fast teuer zu stehen gekommen. Ein in der Nachbarschaft begüterter Ritter, Widukind von Wolfenbüttel, hatte den Plan gefaßt, sich der wertvollen Reliquienschätze zu bemächtigen und legte sich auf dem Nonnenberge mit einem Haufen bewaffneter Strauchritter in einen Hinterhalt. Als der zahlreiche Zug der Andächtigen auf der Anhöhe des Nonnenberges sich befand, brachen die Räuber plötzlich aus ihrem Verstecke hervor und stürzten sich auf die Begleiter der Prozession. Waffenlos, wie diese waren, konnten sie den Angreifern, obwohl sie ihnen an Zahl weit überlegen waren, doch keinen Widerstand leisten und flohen, so schnell ihre Füße sie tragen wollten. So hätte der Ritter Widukind die Kleinodien des Domes wohl leicht in seine Gewalt gebracht und reiche Beute nach seiner Burg geführt, aber die Träger der silbernen Särge, die ganz mit Reliquien angefüllt waren, besaßen die Geistesgegenwart, ihre kostbare Bürde gleich in den Stadtgraben zu werfen, wo sie vorläufig in Sicherheit war. So mußte der edle Ritter unverrichteter Sache wieder abziehen; die Prozession der frommen Beter hielt sich jedoch von nun an in den Ringmauern der Stadt.

Der Blitzschlag im Kaiserhause.

Heinrich V. stand am Fenster seines Schlafgemaches in der alten Kaiserpfalz zu Goslar und starrte finsteren

Blickes in die Nacht hinaus. Eine an Ehren und Erfolgen reiche Zeit lag hinter ihm. Zum ersten Male war es ihm vergönnt gewesen, sich als unumschränkten Herrn des Sachsenlandes zu fühlen; zum ersten Male hatte er hier, umgürtet von der ganzen Macht und Herrlichkeit des alten Kaisertums, zu Gericht gesessen und unbedingten Gehorsam und Anerkennung gefunden! Aber die Kaiserpfalz am Goseflüßchen war ein unglückseliger Aufenthalt für den jungen König. Auf Schritt und Tritt begegneten ihm hier die Erinnerungen an seinen Vater, dessen Lieblingsresidenz sie gewesen war. An den früh gealterten, greisen Vater, dem seine Herrschsucht und Hinterlist vor der Zeit Krone und Reich geraubt hatte. Zum ersten Male vielleicht hielt der erst 25jährige Fürst Einkehr in sich selbst, sah er die Sünden, die er an seinem Vater begangen, in wahrem Lichte.

Ganz in seine düsteren Grübeleien versunken, beachtete er nicht, daß sich über den Harzbergen ein schweres Gewitter zusammenzog. Schwarze Wolken türmten sich übereinander, bald zuckte ein greller Blitz hernieder, dann noch einer und binnen kurzem schien das ganze Firmament in Flammen zu stehen. Heinrich, dessen Seele keine Furcht kannte, stand und schaute wie bezaubert in den Aufruhr der Elemente. Aber plötzlich erbebte auch er! Ein fürchterlicher Schlag, der das Gebäude in seinen Grundvesten erzittern machte, schlug in sein Gemach. Bläuliches schweflichtes Licht erfüllte dasselbe und betäubt sank der König auf sein Lager zurück. Schreckensbleich öffneten die Diener die Türe, sie fürchteten, den Herrscher vom Blitz erschlagen zu finden. Aber siehe da! er trat ihnen fast unverletzt entgegen, seine Waffen, Schwert und Schild, die neben seinem Lager hingen, waren vom Blitz geschmolzen, während er selbst nur unerheblich am Fuße verwundet war.

Das Volk betrachtete dieses Ereignis als eine Mahnung des Himmels zur Umkehr auf den betretenen Wegen, und auch Heinrich selbst mögen solche Gedanken nicht fern gelegen haben. Aber seine Günstlinge verstanden es bald, ihm solche ernste Auffassung auszureden. Nach ihrer Meinung zeigte sich hier wieder so recht, daß der König noch zu Großem bestimmt und ein erwählter Liebling des Glücks sei, da er nicht vor Schlägen zu beben brauche, die andere Sterbliche zerschmettern würden.

Der Ochsenweg.

Zu der Zeit, als die Macht der kaiserlich freien Reichsstadt Goslar noch in hoher Blüte stand, überkam Herzog Heinz den Jüngeren von Braunschweig ein arg Gelüste nach ihren schönen wald- und wildreichen Forsten und dem erzreichen Bergwerke am Rammelsberge. Da die Stadt sich nicht gutwillig von ihrem Eigentum trennen wollte, so überzog der Herzog sie mit Krieg, belagerte alle Heerstraßen, schnitt jede Ausfuhr und Einfuhr ab, so daß bald großes Elend bei den Belagerten entstand. In Goslar wußte man sich weder zu raten noch zu helfen. Vom Kaiser war keine Hilfe zu erhoffen, da er der Stadt gram war, weil sie sich der Reformation angeschlossen hatte, aber allein fühlte man sich zu schwach dem übermächtigen Feinde gegenüber, und so entschloß sich der Rat, den Herzog um Frieden zu bitten, hoffend, daß er sich zu einem billigen Vergleiche werde bereit finden lassen. Heinz von Wolfenbüttel zeigte sich aber als ungroßmütiger Feind, der aus seinem Siege so viel Nutzen ziehen wollte als irgend möglich. Er beanspruchte den vollen Besitz des Bergwerks und der gesamten Forsten und die Abgesandten des Rates konnten keine milderen Bedingungen

erlangen. Da schickte man drei hübsche, junge Bergmannsfrauen zu ihm. Deren Flehen, unterstützt durch die Fürsprache seines Sohnes Philipp, gelang es, den Herzog noch zu einem Zugeständnis für die unglückliche Stadt zu bewegen.

Er beschloß, Goslar so viel an Wald zu belassen, als ein tüchtiger Ochs mit einer 100 Pf. schweren Glocke am Halse in einem Tage abzuschreiten vermöge. Da suchten die Goslarschen das kräftigste Tier aus, daß sie in ihrem Gebiete zu finden vermochten und schritten mit ihm durch das Okertal, im Gebirge hinauf bis zum Auerhahn, wo es gefüttert wurde. Von hier ging es weiter über den Bocksberg nach Hahnenklee. Unterhalb Hahnenklee geriet man auf einen abschüssigen Weg, auf welchem das ermüdete Tier stolperte und ins Granetal hinunterstürzte. Die Stelle heißt noch heute der Ochsenweg. Auf diese Weise wurde die Grane die Grenze der goslarschen Forst. Die Größe des von dem Ochsen begangenen Gebiets entsprach ungefähr der Größe der Kaiserforst, welche die Stadt von Friedrich Barbarossa als Lohn für ihre treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich zum Geschenk erhalten hatte.

Die verräterische Nonne.

An der Außenseite der Jakobikirche befindet sich, grob in Stein gehauen, das Bildnis einer Nonne, welche auf einem Lindwurm, dem Symbol der Falschheit, steht. Dieses merkwürdige Bildwerk steht in enger Beziehung zu einem der traurigsten Blätter in der Geschichte unserer alten Kaiserstadt.

Im Jahre 1206 wurde Goslar durch Gunzelin von Wolfenbüttel, den Kriegsobersten Kaiser Ottos IV., belagert.

Er dachte die Stadt, welche nur eine schwache Besatzung hatte, mit Leichtigkeit in seine Gewalt zu bekommen, sah sich jedoch bitter getäuscht. Die kleine Besatzung unter dem Befehl des Grafen Herrmann von der Harzburg, leistete das Menschenmögliche bei der Verteidigung der Stadt und die Bürger unterstützten sie mit so viel Mut und Energie, daß sie dem guten Ruf ihrer Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit alle Ehre machten. Zwei Tage lang wurden alle Stürme auf die Stadt siegreich zurückgeschlagen. Große Opfer an Menschenleben kostete der Kampf, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde. Endlich gelang es den Belagerern, durch den Stadtgraben bis an die Mauer des Klosters Mariengarten (später Neuwerk genannt) vorzudringen. Hier soll ihnen nun, wie die Sage berichtet, böswilliger Verrat zu Hilfe gekommen sein. Die damalige Domina des Klosters, Antonia, war eine Anhängerin des päpstlichen Königs Otto IV., und sie ließ sich derart von ihren Vorurteilen verblenden, daß sie den Scharen Gunzelins ein heimliches Mauerpförtchen öffnete und dadurch unglaubliches Elend über ihre Vaterstadt brachte. Wütend drangen die wilden Kriegshorden in die Stadt, deren Verteidiger ob dieses unerwarteten Überfalls von Schrecken und Bestürzung erfaßt wurden. Es entspann sich ein entsetzlicher Straßenkampf, bei dem viele Bürger ums Leben kamen. Die Besatzung wehrte sich mannhaft; an der Seite des Grafen Herrmann sollen sieben Ritter erschlagen sein, aber endlich sah dieser die Nutzlosigkeit der verzweifelten Anstrengungen ein, da die Überzahl der Feinde jede Hoffnung auf einen endlichen Sieg aussichtslos machte. Fliehend zog sich der Rest der Besatzung nach der Harzburg zurück. Viele der wehrhaften Bürger schlossen sich an und die arme Stadt war nun schutzlos der Beutelust der wüsten Eroberer

preisgegeben. Erbittert durch den hartnäckigen Widerstand, den sie zu bekämpfen gehabt hatten, hausten die Sieger erbarmungslos in der unglücklichen Stadt, deren reiche Schätze an Gold, Silber, Blei, Kupfer, verschiedenen Handelsgütern und zahlreichem wertvollen Geschmeide der Bürger bei der Plünderung in ihre Hände fielen. Die Menge der erbeuteten Sachen war so groß, daß die aus der ganzen Umgegend herbeigeschafften Fuhrwerke acht Tage mit der Fortschaffung derselben beschäftigt waren. Auch die Kostbarkeiten der Kirchen und Klöster waren nicht sicher vor ihren raublustigen Händen und nur dem persönlichen Einschreiten des Grafen Gunzelin gelang es, die Kleinodien des Domes zu retten und die vollständige Niederbrennung Goslars zu verhindern. Aber unsägliches Elend herrschte in der geplünderten Stadt. Die meisten Bürger waren um ihr ganzes Hab und Gut gekommen, viele waren getötet, andere geflohen und Bilder des entsetzlichsten Jammers und Herzeleids sah man überall.

Der Anstifterin all dieses Schrecklichen war es indessen ebenfalls übel ergangen. Als die wilde Soldateska in den stillen Klostergarten eindrang, hatte sie sich nicht schnell genug zurückgezogen, sie war von den stürmischen Eindringlingen niedergerissen und das wilde Heer raste rücksichtslos über sie weg. Bewußtlos und aus vielen Wunden blutend fanden die Nonnen sie in der Nähe des verhängnisvollen Mauerpförtchens, trugen sie ins Kloster und pflegten sie nach besten Kräften. Aber vergebens; ihre Verletzungen waren zu schwer, sie erlag denselben nach wenigen Tagen. Jedoch nicht, ohne vorher ihr furchtbares Unrecht bitter bereut zu haben. Als kleine Sühne vermachte sie all ihr Hab und Gut der Stadt, über die durch ihre Schuld solch grenzenloses Elend gekommen war.

Der spukende Pastor.

In Goslar stand vor vielen Jahren in einer engen Seitengasse der Oberstadt ein finsteres, altes Haus, welches seinem Besitzer viel Kummer verursachte, denn es war als Spukhaus verrufen und selbst die ärmsten Leute scheuten sich, es zu bewohnen. So war er recht froh, als eines Tages ein junger Bergmann zu ihm kam und sich als Mieter anbot, da er in arger Verlegenheit um eine Wohnung sei, nicht viel Geld für Miete ausgeben könne und sich übrigens vor Gespenstern nicht fürchte. Der Bergmann zog mit seiner jungen Frau in das verrufene Haus und eine ganze Zeitlang ging alles gut. Als die junge Frau aber eines Kindleins genesen war, hörte sie eines Tages ein gewaltiges Rumoren im Hause und tastende, gleitende Schritte näherten sich ihrer Stubentür. Sie sprang noch schnell hinzu und schob den Riegel vor, welcher in Form eines Kreuzes gearbeitet war und deshalb allen unsaubern Geistern den Eintritt verwehrte. Das Gespenst polterte in ohnmächtigen Grimm gegen die so gut verwahrte Tür und entfernte sich dann nach dem Hofe zu, wo auf einem Holzstoße eine Glucke mit ihren Küken saß. Weil es nun der Wöchnerin mit ihrem Kinde nichts anhaben konnte, hat das Gespenst der Glucke mit ihren Küken den Hals umgedreht. Die junge Mutter ist nun sehr ängstlich geworden und hat sich kaum aus der Stube herausgetraut, aber eines Tages war ihr das Holz zum Feueranmachen ausgegangen, und da es heller, lichter Tag war, ging sie unbesorgt auf den Hof hinaus, um welches zu holen. Da sah sie plötzlich einen großen, stattlichen Mann in geistlicher Tracht mit drohend erhobenen Armen auf sich zukommen. Aufschreiend floh sie ins Haus zurück und

erreichte auch glücklich ihre Stube, deren schützenden Riegel sie schleunigst hinter sich zuschob. Von nun an ließ das Gespenst der armen, jungen Frau keine Ruhe; sobald sie sich aus ihrer Stube herauswagte, erschien es und versuchte sich ihrer zu bemächtigen, so daß das arme Weib schier halbtot war vor Angst und Aufregung. Da ging der Mann schließlich zu seinem Seelsorger und fragte ihn um Rat, wie sie sich des übeln Gastes erwehren möchten. Dieser hörte kopfschüttelnd den wunderbarlichen Bericht, blätterte lange in allerhand alten Büchern und Chroniken und gab ihm dann den Bescheid, daß ihm nichts übrig bleibe, als die Wohnung zu wechseln. Er solle am nächsten Sonntag sein Weib und sein Kind in der Kirche einsegnen lassen und sie dann gleich von der Kirche in die neue Wohnung bringen, dann könne ihnen das Gespenst fürder nichts anhaben. Der Pastor sei ein arger Sünder gewesen, der aus Habsucht und Geiz eine Wöchnerin mit ihrem Kinde umgebracht habe, da sie ihm bei einer Erbschaft im Wege waren. Er blieb als Täter unentdeckt und ein Unschuldiger büßte für sein Vergehen durch den Tod am Galgen. Vor seiner Hinrichtung sprach dieser jedoch einen furchtbaren Fluch aus gegen den wirklichen Täter, der im Grabe keine Ruhe finden solle, solange das Haus stehe, in dem das fluchwürdige Verbrechen begangen sei. Der Bergmann tat, wie ihm gesagt war, und entfernte Weib und Kind aus dem spukhaften Gebäude. Als der Besitzer desselben all dieses erfuhr, faßte er einen schnellen Entschluß, ließ Arbeiter kommen und das Haus bis auf den Grund niederreißen, so daß kein Stein auf dem andern blieb. Da hatte der Geist des Pastors Ruhe und ward hinfort nicht mehr gesehen.

Das Marktbecken.

In der Mitte unseres Marktplatzes steht ein alter Springbrunnen, ein Erzeugnis der spätgotischen Erzgießerkunst. Zwei flache Schalen aus Bronzeguß umgeben einen, durch einen vergoldeten Adler gekrönten, Schaft, aus dessen verschiedenen Öffnungen silberhelles Wasser sprudelt. Anfangs erhielt der Brunnen sein Wasser durch eine besondere Röhrenleitung von zwei Quellen am Nordabhange des Rammelsberges. Nachdem diese aus unbekannten Gründen plötzlich versiegt waren, wurde er an die städtische Wasserleitung angeschlossen. Der Sage nach ist das Kunstwerk ein Geschenk des Teufels. Wer mit Sr. höllischen Majestät ein Geschäft zu erledigen hat, braucht nur um die Mitternachtsstunde dreimal an das Marktbecken zu klopfen und der Teufel erscheint sofort und stellt sich ihm zur Verfügung. Ein Trunk von dem Wasser des Beckens besiegelt dann den unheilvollen Pakt ebenso sicher, wie sonst die Unterschrift mit dem Blute dessen, der sich dem Fürsten der Finsternis verschrieben hatte.

Bei Feuersbrünsten oder anderen drohenden Gefahren soll das Marktbecken als Alarmglocke gedient haben. Man erzählt, daß der weithallende Ton sogar bis zum Rammelsberge gehört wurde und daß bei verschiedenen Gelegenheiten die kräftigen Gestalten der Bergknappen den Bürgern plötzlich als willkommene Helfer in der Not erschienen sind. Ein unterirdischer Gang, welcher auf dem Marktplatz mündete, führte die beherzten Gesellen, sobald der metallene Hilferuf im Berge vernommen war, mit wunderbarer Schnelligkeit zur Stelle. Man sollte fast denken, daß die Röhrenleitung von den Quellen hier als primitives Telephon gedient hat. Später soll der unterirdische Gang teilweise

eingefallen und die Ein- und Ausgänge vermauert worden sein.

Der wilde Jäger.

Eine beliebte Figur im Aberglauben des Volkes ist der wilde Jäger, Hans Hackelnberg; der Sage nach der Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig, welcher im Jahre 1581 zu Wülperode begraben wurde. Man zeigt auf dem früheren Gottesacker von Wülperode noch seinen Leichenstein. Derselbe trägt das Bildnis eines stattlichen Mannes, hoch zu Roß, mit behelmtem Haupt, dessen weiter Mantel im Winde zu flattern scheint. Die rechte Hand hält einen Streithammer, die linke einen Riemen, an welchem ein Hund angekoppelt ist.

Dieser Hans Hackelnberg war ein leidenschaftlicher Jäger, dem nicht Sonntag, nicht Festtag heilig war und der jeden Tag für verloren hielt, an dem er nicht seiner wilden Jagdlust fröhnen konnte. Als er auf seinem letzten Lager lag, war es ihm um nichts leid, als um die Jagdfreuden, die er hienieden zurücklassen sollte. Er tat einen wilden Fluch, richtete sich noch einmal mit letzter Kraft empor und schrie mit versagender Stimme: „Gern gäbe ich die ewige Seligkeit dahin, wenn ich dafür auf Erden jagen könnte bis zum Tage des jüngsten Gerichts!“ Dann fiel er tot in die Kissen zurück. Ihm geschah aber, wie er gewünscht hatte. Das Grab kann den wilden Gesellen nicht halten; allnächtlich steigt er aus demselben heraus, besteigt sein treues Roß, pfeift seinen Rüden und fort geht die wilde Jagd mit Hussah und Horridoh, mit wüstem Gekreisch und Hundegebell über Stock und Stein dem Walde zu. Ein abenteuerliches Gefolge schließt sich an; voran fliegt die Tutursel, eine ihrer weltlichen Lüste wegen

verdammte Nonne, in Gestalt einer riesigen Eule mit feurigen Augen, deren schauriges Gekrächze Mark und Bein durchschneidet. Dann folgen auf dürren, ausgemergelten Kleppern Diebe, Räuber, Mörder und anderes Höllengesindel mit verrenkten Gliedern und verdrehtem Genick. Hackelnberg, der wilde Jäger selbst, erscheint im prächtigen Jagdkleide, auf einem feurigen Rappen reitend. In einer Hand hält er ein goldenes Hifthorn, dessen gellendes Halali das Echo in den Bergen weckt, in der andern einen mächtigen Wurfspieß. Aber ihm scheint die wilde Jagd wenig Freude mehr zu machen. Bleich und gram durchfurcht ist sein düsteres Antlitz und finsterer Ernst thront auf seiner Stirne. Waldeinwärts zieht sich der wilde Zug. Wütend heult und kläfft die Meute, die Rosse wiehern, es knallen die Peitschen, die Jagdgesellen fluchen und kreischen! Es ist ein Höllenlärm, so daß sich dem ahnungslosen Wanderer, der dem nächtlichen Spuk begegnet, alle Haare sträuben. Er wirft sich gern zur Erde nieder, hält sich Augen und Ohren zu und betet in bebender Angst ein andächtiges Vaterunser, bis der höllische Graus vorübergerast ist.

Man kann sich kaum denken, wie fest der Glaube an diese Sagengestalt im Bewußtsein des Volkes eingewurzelt ist. Mir antwortete einst ein biederer Handwerksmeister, als ich einen leisen Zweifel an der Wirklichkeit des Spukes zu äußern wagte, ganz erregt: „Nein, nein, das dürfen Sie nicht sagen; der wilde Jäger geht in Wahrheit um, den hat mancher von uns, den habe ich selbst schon gesehen und gehört!“ Auf mein neugieriges Befragen erzählte er mir dann, daß er als junger Bursche von seinem Vater nach einem benachbarten Orte auf Arbeit gesandt sei. Nach Feierabend habe er dann noch einige Stunden mit guten Freunden im Wirtshause zu-

sammengesessen, so daß es bald Mitternacht war, als er den Heimweg antrat. Es war eine helle Vollmondnacht und furchtlos und unbekümmert wanderte er fürbaß den wohlbekannten Weg entlang.

In der Nähe des Sudmerberges hörte er auf einmal ein sonderbares Brausen in den Lüften. Er blickte auf und sah schemenhafte Gestalten im klaren Lichte des Mondes heranziehen; dann fühlte er sich von einer gewaltigen Windsbraut erfaßt und gegen einen am Wege stehenden Baum geschleudert, dessen Stamm er angstbebend umklammerte. Furcht und Grauen durchschüttelten ihn, denn hinter seinem Rücken erhob sich ein ohrbetäubender, höllischer Lärm in den Lüften; mit Gejohle und Gekreisch zog das wilde Heer vorüber. Als es wieder still geworden war, schleppte er sich mit bebenden Gliedern, wie zerschlagen am ganzen Körper, mühsam nach Hause. Sein Vater jedoch, dem er sein Erlebnis erzählte, tröstete ihn, indem er sagte: „Das ist der wilde Jäger gewesen, Georg, den habe ich schon oft gehört, der tut keinem Menschen was. Wenn du den mal wieder siehst, dann bet man still ein Vaterunser und mach drei Kreuze, dann geschieht dir nichts."

Goslars Bergleute vor der Dasseburg.

Heinrich der Löwe, der Herzog von Braunschweig, hatte sich durch sein stolzes, hochfahrendes Wesen viele Feinde erworben, die ihm auch redlich das Leben sauer machten. Durch die Vermittelung Kaiser Friedrich Barbarossas hatte er sich mit den meisten derselben versöhnt, nur der Graf Wittekind von Dassel war ihm noch feindlich gesinnt. Diesen hatte Heinrich einst längere Zeit wegen Straßenraub gefangen gehalten und das konnte

der stolze Graf ihm nicht vergeben. Er wies alle Aussöhnungsversuche kurz ab und als Heinrich ihn mit Waffengewalt demütigen wollte, zog er sich auf die Feste Dasseburg zurück, die er für uneinnehmbar hielt, da sie schier unzugänglich auf einem steilen, hohen Felskegel lag.

Der Herzog belagerte die Burg vergeblich längere Zeit. Da ihm aber alles daran gelegen war, den Hochmut des Grafen zu brechen, so ließ er schließlich Bergleute aus Goslar kommen, die einen Stollen in den Berg schlugen, aus dem ihnen bald das Wasser des Schloßbrunnens entgegenströmte. Als sie der Besatzung das Wasser abgeschnitten hatten, war diese trotz des festen Schlosses nach kurzer Zeit genötigt, sich zu ergeben und der rebellische Graf fiel in die Hände des Herzogs von Braunschweig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.